

„Müller? Kenne keinen Müller!“

Gefahren und Abenteuer beim Schreiben von Heiner Müllers Biographie

Frankenberg/Sa., 1.11.2021

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

vor 28 Jahren erhielt ich vom Rowohlt-Verlag das Angebot, für die Reihe der rororo-monographien das Bändchen über Heiner Müller zu schreiben. Müller lebte damals noch, und es war unüblich, über eine noch lebende Persönlichkeit eine rororo-monographie erscheinen zu lassen. Müller war damals aber im Fernsehen und auf den Bühnen so präsent – obendrein hatte er im Jahr zuvor seine Autobiographie erscheinen lassen –, dass der Rowohlt-Verlag sich offenbar einen guten Absatz versprach. Bewahrheitet hat sich das nicht, zu einer 2. Auflage kam es nie, und 2015 wurde die ganze Reihe eingestellt. Wie mir einer der Herausgeber verriet, ist sie ein Opfer der Wikipedia-Gratisinformationen geworden. Zum Glück konnte ich fast gleichzeitig im Aufbau-Verlag eine Langversion herausbringen, die mehr Beachtung fand und anschließend auch als Taschenbuch herauskam. Aber zunächst einmal war der Rowohlt-Verlag mein Auftraggeber, mit Vertrag vom 9. Dezember 1993.

Ich fand das Angebot verlockend, weil es mich endlich einmal aus dem 19. Jahrhundert herausbeförderte, in dem ich durch meine jahrelange Beschäftigung mit Georg Büchner und Heinrich Heine beinahe schon untergegangen war. Außerdem hielt ich Müller für einen Autor von bleibender Bedeutung, der sich wichtigen Themen widmete. Und für einen begnadeten Sprachkünstler, der es dem Publikum mit seinen eher rauen, widerständigen, sperrigen Texten zwar nicht leicht machte, doch war dies in meinen Augen als Vorzug zu werten. Ich halte es da mit Brecht, der davon ausging, dass „der Kunstgenuß (...) dadurch gesteigert“ werde, „daß das Publikum selber zum geistigen Produzieren, Entdecken, Erfahren gebracht wird“. Und deshalb sagte ich zu.

Als ich zwei Jahre nach Müllers Tod begann, Material für meine Arbeit zu sammeln, war seine Autobiographie der Ausgangspunkt für weitergehende Recherchen. Bis dahin hatte Müller wenig Aufhebens von seiner Person gemacht. Biographische Literatur über ihn existierte praktisch nicht. Was Auskünfte über seine Person betraf, war er äußerst wortkarg. Sein offizieller Lebenslauf, bei

seinem Theaterverlag hinterlegt, war 4 Zeilen lang und lautete so: „Geboren 9.1.1929 in Eppendorf/Sachsen. Besuch der Oberschule. Reichsarbeitsdienst. Danach Angestellter beim Landratsamt in Waren (Mecklenburg). Nach 1945 technische Hilfskraft in einer Bücherei.“ Ich glaube, selten war über das äußere Leben einer öffentlichen Person von dieser Prominenz so wenig bekannt wie im Falle Müllers. Die jüngere Generation kannte ihn wohl weniger als Autor von Theaterstücken und Gedichten denn als whiskyfesten und rauchumnebelten Talkshow-Gast. Was zur Folge hatte, dass sein Leben mehr oder weniger legendenumwoben war. Und wie schon gesagt, hatte er selbst nicht wenig dazu beigetragen, dass sein Lebenslauf bis dahin nur äußerst lückenhaft rekonstruiert worden war und von Fehlern und Ungenauigkeiten wimmelte.

Ich habe meine Müller-Biographie daher in erster Linie als Dienstleistung verstanden – Dienst eines Besserwissers, der sich über Monate und Jahre mit dem Thema beschäftigt und dadurch Kompetenz erworben hat und nun sein Wissen mit möglichst vielen Menschen teilen will, um eine vertiefte Auseinandersetzung mit dem Eigentlichen, nämlich dem Werk, zu ermöglichen. Mein Anliegen war, lebensgeschichtliche Tatsachen zu ermitteln und als Material bereitzustellen, um das Entdecken von Zusammenhängen zu ermöglichen. Bis dahin musste das Publikum Müllers Werke losgelöst von solchen Zusammenhängen betrachten. Es konnte nicht wissen, welchen windungsreichen Weg er zurücklegte von den ersten schriftstellerischen Anfängen in seiner Frankfurter Zeit bis zu den Gedichten des vom Tod Gezeichneten in Berlin. Oder wie Müllers schwieriger Werdegang in der Literatur- und Theaterszene seiner Generation verlief. Oder zu welchem Zeitpunkt welche Texte entstanden und welche Veränderungen sie von der Niederschrift bis zum Erscheinen bzw. der Aufführung erfuhren. Das Publikum konnte allenfalls ahnen, wie sich Müllers Leben und Werk bedingten und welchen Einfluss die Politik nahm. Beim Aufzeigen solcher Zusammenhänge kann eine wissenschaftlich erarbeitete Biographie hilfreich sein, denn ihr Leitfaden folgt einem genetischen Prinzip: Etwas wird entwickelt, nämlich das Leben, und etwas wird ausgewickelt, nämlich das künstlerische Werk.

Nach der Autobiographie habe ich alle anderen gedruckten Quellen ausgewertet, die für mich erreichbar waren, etwa die 1989 veröffentlichten Erinnerungen von Müllers Mutter Ella oder den ausführlichen Bericht von Müllers Vater Kurt über

seine Inhaftierung in den Konzentrationslagern Flöha und Sachsenburg, den er 1948 für die Frankenger Ortsgruppe der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes verfasste. In Eppendorf besorgte ich mir Müllers Taufzeugnis; dort erfuhr ich erstmals den Mädchennamen seiner Mutter und kam so den mütterlichen Verwandten auf die Spur. In Frankenberg konnte ich die Personalakte seines Vaters einsehen, der dort von 1947 bis 1950 Bürgermeister war. Hier lernte ich sehr bald ehemalige Mitschüler und -schülerinnen kennen, und bald war ich Teil eines Informations-Netzwerks von Schulkameraden, Kollegen und Jugendfreunden, das bis nach Oklahoma gespannt war. Und weil ich heute Abend hier bei Ihnen in Frankenberg zu Gast bin, will ich die Frankenger (und ehemaligen Frankenger) unter meinen Informanten, denen ich zu großem Dank verpflichtet bin, noch einmal aufzählen: Manfred Ahnert, Ursula Arnold, Rolf Barthel, Siegfried Birkner, Manfred Blechschmidt, Rolf Damisch, Rosemarie Fritzsche, Martha Görner, Fritz Grabner, Paul Lange, Ruth Langer, Norbert Mischok, Ursula Müller, Heinz Müller, Hans Polster, Ute Roßberg, Gabriele Seitz (-Ackermann). Nicht zu vergessen Marion Rau vom Stadtarchiv und Sabine Helk von der Stadtbücherei und die Historiker Heinz Rudolph und Günter Großer. Mit vielen habe ich Interviews geführt, teils per Telefon, viele haben Bild- und Text-Material für meine Biographie beigesteuert.

Es gab nur ganz wenige, die sich Auskünften verweigerten oder, krankheitsbedingt, verweigern mussten. Ich erinnere mich an eine betagte ehemalige Frankengerin, über die ich erfahren hatte, dass sie als ganz junge Frau ein Verhältnis mit Müller gehabt haben soll. Das Faktum selbst hielt ich nicht für sonderlich interessant, sondern welche Art ihre Erinnerungen an ihn und die Familie Müller waren. Ich rief sie an, und noch während ich mein Anliegen schilderte und den Namen „Müller, Heiner“ erwähnte, unterbrach sie mich mit den Worten „Kenne ich nicht!“ und legte auf.

Hilfsbereit waren des Weiteren die Weggefährten aus Müllers Berliner Zeit, darunter auch prominente Namen wie Christa und B. K. Tragelehn, Günter Kunert, Wolf Biermann, Margarita Broich, Martin Wuttke. Durch das Entgegenkommen des Verlags Kiepenheuer & Witsch in Köln erhielt ich Einsicht in das Rohmanuskript von Müllers Autobiographie und die unredigierten Tonbandabschriften, die dem Buch zugrunde liegen. Sie sind, wen wunderts, stellenweise recht offenherzig. Ich erinnere mich an drei Episoden, sie betreffen Sexuelles, darunter die Zeugung

eines unehelichen Kindes. Ich habe sie gelesen und mich für einen kurzen Moment an der unerwarteten Offenheit erfreut – und mich dann entschieden, in der Biographie davon keinen Gebrauch zu machen. Es gibt einen Punkt, wo die Wahrheitssuche droht, sich in Voyeurismus zu verwandeln. In anderer Hinsicht, darf ich ihnen versichern, war ich weniger skrupulös. In meiner Biographie können Sie nachlesen, dass Müller ein schlechter Vater, ein unzuverlässiger Freund, überhaupt ein recht verantwortungsloser Charakter war, ein Vielraucher und Pegeltrinker. Trotzdem folgt sie der Generallinie, das Leben eines Dichters zu entwickeln, der nicht mit bürgerlichen Maßstäben zu messen ist. Hinter hochkreativen Persönlichkeiten tun sich meistens seelische Abgründe auf. Die Fähigkeiten, die einen zu einem Schriftsteller von Rang machen, sind nicht dieselben, die akzeptables Sozialverhalten erzeugen.

Lassen sie mich in diesem Zusammenhang drei Sätze eines älteren Kollegen zitieren: „Man verlangt von den deutschen Dichtern noch immer, daß sie auch brave Menschen seien, die Moralität, die Religion und alle anderen schönen Siebensachen der Welt nicht beleidigen, daß sie in der Liebe sich nichts Häßliches zu Schulden kommen lassen, keine Schulden machen und sich nicht dem Trunk ergeben. Es hat solche einwandfreien Dichter gegeben [...]. Nur sinken diese braven Dichter erschrecklich rasch in den Orkus der Literaturgeschichte.“

Diese drei Sätze wurden anlässlich von Heinrich Heines 50. Todestag geschrieben, sind also 115 Jahre alt, aber deswegen nicht veraltet. Es geht um die Verteidigung Heines gegen seine Kritiker, die ihm Charakterlosigkeit vorwarfen. Hören wir noch fünf weitere Sätze: „Man muß begreifen, daß Charakter haben eine selbsttätige Begrenzung, eine Ausschaltung zahlreicher Lebensmöglichkeiten bedeutet. Man nimmt damit immer etwas vom Philister an. [...] Außerhalb des Charakters [gibt es] zwei Möglichkeiten: die absolute Charakterlosigkeit, die alles Menschliche im Dichter gefährden muß und eine ‚Nullität‘ hervorbringt {...}. Und dann giebt es noch einen andern Lebensweg, sozusagen ‚jenseits des Charakters‘. Den hat Heinrich Heine beschritten, und das erklärt den tiefgründigen Haß der Philister und braven Menschen gegen ihn.“ Ende des Zitats.

Zurück zu meiner Selbstverpflichtung als Biograph. Wahrheit ja, Aufrichtigkeit ja, Schonungslosigkeit ja, Voyeurismus nein. Als Biograph hat man auch eine Verantwortung. Und damit komme ich zum Genre als solchem.

Eine Biographie ist, wie der Name sagt, die Beschreibung eines Lebens. Und zwar eines fremden Lebens durch einen Biographen. Eine Biographie soll auf Tatsachen beruhen; Behauptungen müssen zu belegen, Zitate überprüfbar sein. Das ist leider nicht immer der Fall, denn die Wahrheit ist oft langweilig. Die Genauigkeit und Wahrhaftigkeit der Biographie geht in aller Regel mit einem Handikap einher: überbordender Ausführlichkeit, ermüdender Vollständigkeit. Schlankes und packendes Erzählen muss der Romanbiographie überlassen bleiben, die sich nicht ständig mit Zitaten und Belegen absichern muss. Die auch gern an längst widerlegten Legenden festhält, einfach, weil sie so schön sind.

Bei einer wissenschaftlich fundierten Biographie ist es unumgänglich, nicht nur den Mikrokosmos des persönlichen Umfelds aus Familie, Freunden und Freundinnen, Lehrerinnen und Lehrern, Kollegen und Kolleginnen, sondern mit gleicher Intensität auch den Makrokosmos der Epoche ins Auge zu fassen, darzustellen, wie die Zeitereignisse auf den Protagonisten eingewirkt haben. Viele Biographien führen daher programmatisch das Wort „Zeit“ im Titel: „Homer und seine Zeit“, „Friedrich der Große: der König und seine Zeit“, „Goethe: sein Leben und seine Zeit“, „Georg Philipp Telemann und seine Zeit“, „Ein Meister aus Deutschland: Heidegger und seine Zeit“, „Der Herrscher von Versailles: Ludwig XIV und seine Zeit“. Manchmal heißen sie dann auch gleich so: „Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit. Biographie einer Epoche“.

Beschrieben wird der Lebensweg einer bestimmten Person, die tatsächlich gelebt hat. Ich betone das, denn es gibt hierfür eine Ausnahme. Und damit meine ich nicht die Biographie Gottes, die Jack Miles 1995 veröffentlicht hat. Sondern Biographien von Menschen, die nie gelebt haben. Dafür zwei Beispiele. C. S. Forester erschuf 1937 die Romanfigur Horatio Hornblower, einen Helden der britischen Marine, der zu Zeiten von Napoleon an diversen Seeschlachten teilnimmt. Dieser erfundenen Figur widmete der Marinehistoriker Cyril Northcote Parkinson 1970 die Biographie „The Life and Times of Horatio Hornblower“. Ein Dienst an der Fangemeinde, die sich bis heute an den insgesamt elf Hornblower-Romanen ergötzt, sozusagen als zwölfter Band. Und Wolfgang Hildesheimer erfand 1981 seinen Protagonisten gleich selbst: „Marbot. Eine Biographie“ erzählt das Leben eines englischen Kunstpsychologen, der nie gelebt hat, und imitiert dafür den Stil der wissenschaftlichen Biographie.

Das also sind die berühmten Ausnahmen von der Regel. Die Regel sind Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, wie Politiker, Wissenschaftler und Künstler. Besonders stark vertreten ist die Augenblicksprominenz aus Medien, Showbusiness und Sport. Selten sind es Menschen ohne Prominentenstatus, die keinen herausgehobenen Beitrag für die Gesellschaft geleistet haben. Ein berühmtes und zugleich extremes Beispiel ist Alain Corbins Biographie eines Holzschuhmachers aus einem winzigen Dorf in der Region Normandie. Es ist der Modellversuch eines Historikers, eine „historische Null“ ins Leben zurückzurufen. Eine mikrogeschichtliche Studie¹, die ganz bewusst auch die Möglichkeiten und Grenzen historischer Erkenntnis aufzeigen will. Über diesen exemplarisch, aber völlig zufällig ausgewählten Mann weiß man nur, was in Behördenschriftgut festgehalten wurde: standesamtlichen und kirchlichen Registern, Wählerverzeichnissen, Militärakten. Der Geburts-, der Hochzeits- und der Todestag des Holzschuhmachers sind bekannt, und damit hat es sich auch schon. Und eben dadurch stellt sein Fall eine Ausnahme dar. Denn eine Biographie ist ja gerade dadurch charakterisiert, dass sie wichtige Aspekte eines Lebens aufzeigt und deutet, etwa die familiäre Herkunft, die Ausbildung, den beruflichen Werdegang, äußere Einflüsse, das Eheleben, Kindererziehung, Lektüre, Hobbys, Mitgliedschaften, Krankheiten und so fort. Und dafür gerne Selbstzeugnisse wie Briefe und Tagebücher nutzt. All das ist von dem Holzschuhmacher nicht überliefert.

Handelt es sich bei dem Protagonisten bzw. der Protagonistin um eine Figur der Geschichte wie Kleopatra, Karl den Großen, Shakespeare, Marie Antoinette, van Gogh oder Marie Curie, wird kaum ein Leser oder eine Leserin sein bzw. ihr Interesse an allumfassender Information leugnen. Und die Protagonisten ihrerseits können der forschenden Neugier des Biographen nicht Einhalt gebieten. Liegt der Tod mehr als 70 Jahre zurück, nicht einmal mehr, an ihrer statt, ihre Ehepartner oder Kinder. Anders verhält es sich mit Figuren der unmittelbaren Zeitgeschichte wie Helmut Kohl oder Angela Merkel, Edith Piaf oder Woody Allen, Prinzessin Diana oder Joachim Streich. Um die Vollständigkeit und Ausführlichkeit dessen, was in der Biographie solcher Zeitgenossen beschrieben werden soll, entwickeln sich nicht selten Konflikte. Es sei denn, es handelt sich um eine „autorisierte

¹ In Deutschland erschienen 1999 unter dem Titel „Auf den Spuren eines Unbekannten. Ein Historiker rekonstruiert ein ganz gewöhnliches Leben“.

Biographie“, also eine, die in Absprache mit dem Protagonisten oder der Protagonistin entstand.

Ich habe einmal die Internet-Suchmaschine benutzt und mir Treffer für das Stichwort „Die autorisierte Biographie“ anzeigen lassen. Und war ziemlich überrascht, über wen alles es autorisierte Biographien gibt. Nämlich zum Beispiel über den Dalai-Lama, die Beatles, die Doors, die Ärzte, Konrad Adenauer, Falco, Tito, Caruso, Billy Graham, Steve Jobs, Günter Netzer, Mutter Teresa, Julia Timoschenko, Peter Maffay, Johnny Cash. Alles autorisierte Biographien. Und über Arnold Schwarzenegger gibt es „eine fast autorisierte Biographie“. Für mich ein deutliches Zeichen, dass es eine Vertrauenskrise gibt im Verhältnis zwischen Protagonisten bzw. ihren Nachkommen auf der einen, und Biographen auf der anderen Seite. Entweder, weil unseriöse, selbstermächtigte Biographen das in sie gesetzte Vertrauen zu oft enttäuscht haben – oder weil Protagonisten bzw. ihre Nachkommen mehr und mehr um ihr Image besorgt sind. Weshalb diese Einfluss auf alle größeren und bedeutenderen Darstellungen zu nehmen versuchen. Indem zum Beispiel Biographen ihr Manuskript vor Erscheinen von ihnen genehmigen lassen müssen.

Der amerikanische Schriftsteller Philip Roth zum Beispiel wollte auch die postumen Erzählungen über sich kontrollieren. Er war der Meinung, dass Biographien „dem Terror des Sterbens eine neue Dimension“ geben. Im Alter von 75 Jahren begann er daher mit der Suche nach dem richtigen Biographen, den er vier Jahre später in Blake Bailey fand, der lange als Lehrer gearbeitet hatte und Biografien über zwei andere Schriftsteller vorweisen konnte. Roth lud Bailey in sein Landhaus in Connecticut ein und stand ihm während einer ganzen Woche sechs Stunden am Tag für Auskünfte zur Verfügung. Und es gab weitere Interview-Treffen. Er öffnete ihm auch sein Archiv und brachte ihn mit Freunden in Verbindung. Vor einem halben Jahr ist das 900-Seiten-Werk planmäßig erschienen. Was Roth, der vor drei Jahren starb, dagegen nicht verhindern konnte, ist, dass gleichzeitig eine andere, nicht-autorisierte Biographie erschien. Und es wird nicht die letzte gewesen sein.

Ich selbst hatte im Rahmen meiner Müller-Biographie zweimal kleinere Probleme mit der Autorisierung. Das eine Mal hatte ich eine ältere Dame in Berlin telefonisch zu Müller interviewt und ihr, weil es sich um einen längeren Text handelte, die von

mir redigierte Abschrift per Post zugeschickt. Weil ich inhaltlich nicht das geringste geändert und meinerseits auch nichts hinzugesetzt hatte, war ich um so erstaunter, als die Dame mich zurückrief und meinte, so könne man das alles nicht sagen. Sie sei mir aber nicht böse, ich als Westdeutscher könne das ja nicht besser wissen. Sie würde mir einen neuen Text schicken. Den ich dann auch verwendete, obwohl der am Telefon mitgeschnittene Text besser war. Das andere Mal musste sich mein Verlag (der Aufbau-Verlag) Zitate aus der Urfassung von Müllers Autobiographie „Krieg ohne Schlacht“ von Müllers Rechtsnachfolgerin, seiner Witwe, genehmigen lassen. Lektorin und Rechtsanwältin setzten sich mit der Witwe zusammen. An den Zitaten hatte sie nichts auszusetzen, dafür aber merzte sie nahezu alle Stellen im Manuskript aus, in denen von ihr selbst die Rede war. Alles Texte, die sie mir bei Besuchen in Berlin und Gegenbesuchen in Düsseldorf ins Mikrofon diktiert hatte. Keines dieser Zitate war auf irgendeine Weise heikel. Es war eine pure Machtdemonstration. Die Witwe hatte im Manuskript gelesen, was und wie ich über Müllers Ehefrauen und Lebensgefährtinnen geschrieben hatte und wollte offenbar nicht mit ihnen gleichgestellt, auf die gleiche Weise vereinnahmt werden. Sie wollte, und diesmal stimmt die Redewendung aufs Haar, durch Abwesenheit glänzen. Ich kann Ihnen versichern, das hat wirklich weh getan. Nicht so sehr wegen der weggefallenen Informationen, sondern wegen der vernichteten Arbeit.

Wir Biographen möchten wichtige, manchmal auch spektakuläre Aspekte eines Lebens aufzeigen, als die ich vorhin beispielsweise die familiäre Herkunft, die Ausbildung, die berufliche Karriere, das Eheleben, Kindererziehung, Lektüre, Hobbys, Mitgliedschaften und Krankheiten genannt habe. Manchmal genügt bereits das, um auf der anderen Seite Nackenhaare zum Sträuben, Blut in Wallung zu bringen. Denn solche Aspekte können in den Augen des Protagonisten bzw. der Protagonistin oder seiner bzw. ihrer Erben alles andere als konfliktfrei und daher vorzeigbar sein. Vielmehr können sie als heikel eingestuft und zur Privatsache erklärt werden. Ich will das mal ein bisschen anschaulicher machen: Man kann sein Leben mit einem festen Partner verbracht oder Swinger-Clubs frequentiert haben, man kann dem örtlichen Sportverein angehört haben oder der Waffen-SS, man kann unter einer Lichtallergie gelitten haben oder an AIDS, man kann seine Kinder verleugnet oder im eigenen Haushalt betreut haben, man kann angeblich als Abenteuerschriftsteller exotische Länder bereist oder alle Abenteuer erfunden haben. Die Frage ist immer: Will man derartige Informationen

verbreitet sehen bzw. wollen die Erben sie verbreitet sehen, oder nicht. Und in der Regel lautet die Antwort: Nicht. Im Fall von Robert Schumann etwa tun sich noch heutzutage, 165 Jahre nach seinem Tod, manche Bewunderer seiner Musik äußerst schwer mit der Einsicht, dass er vor seiner Ehe mit Clara Wieck ein Kind gezeugt hat und höchstwahrscheinlich an Syphilis erkrankt war. Dass Heinrich Heine und Franz Schubert, Charles Baudelaire und Friedrich Nietzsche an der gleichen Krankheit litten, kann sie nicht trösten.

Und so kommt es, dass wir Biographen, sofern wir keinen großen Bogen um heikle Einzelheiten eines Lebens machen, bei manchen Leuten in einem äußerst geringen, geradezu verächtlichen Ansehen stehen. Ungefähr so angesehen wie Zahnärzte, Finanzbeamte und CDU-Generalsekretäre. Wir werden gebraucht, aber man liebt uns nicht. Hunderttausende von Biographien werden jedes Jahr gekauft, zum Teil wohl auch gelesen, aber die öffentliche Meinung über unseren Berufsstand ist schlecht. Im Tagebuch der Schriftstellerin Anaïs Nin fand ich den Satz, der uns Biographen erzittern lassen sollte: „Welche Gattung Mensch, die sich mit dem Leben anderer ernährt.“

Ich könnte natürlich einwenden, dass zumindest ich meine Biographien ja nicht des Geldes, sondern eines hehren Zweckes wegen geschrieben habe, sagen wir, um Licht ins Dunkel zu bringen, das Verständnis zu fördern, Irrtümer zu beseitigen, die Debatte zu versachlichen. Doch da geht sofort der mahnende Zeigefinger einer großen Autorität namens Sigmund Freud in die Höhe: „Wer Biograph wird“, schrieb Freud 1936 in einem Brief an Arnold Zweig, „verpflichtet sich zur Lüge, zur Verheimlichung, Heuchelei, Schönfärberei und selbst zur Verhehlung seines Unverständnisses. Biographische Wahrheit ist nicht zu haben.“

Zum Glück hat Sigmund Freud hier bewusst ein bisschen übertrieben. Er wehrte damit nämlich Arnold Zweigs Wunsch ab, seine, Freuds, Biographie schreiben zu dürfen. Und zwar nicht irgendwann in ferner Zukunft, sondern jetzt, zu seinen Lebzeiten. Das machte die Sache für Freud natürlich doppelt heikel. Seine Sorge ist daher begreiflich, aber eben übertrieben. Wir Biographen müssen nicht zwangsläufig lügen, auch wenn manche von uns es tun. Verheimlichung, Heuchelei und Schönfärberei wird man vielen von uns vorwerfen können, allerdings liegt dem nicht immer ein Vorsatz zugrunde. Häufiger ist Unvermögen oder mangelnder Fleiß verantwortlich für Lücken und Ungenauigkeiten. Denn

leider ist es so, dass mit dem Zuwachs an Wissen auch das Nichtwissen zunimmt; weil jeder Mosaikstein, den wir Biographen entdecken, uns aufs Neue belehrt, dass das Mosaik, das wir zusammenfügen wollen, doch von größerem Umfang ist als bisher angenommen.

Und schließlich ist kein Mensch, also auch kein Biograph, frei von Irrtümern. Obwohl wir, wie eingangs erwähnt, keinen Roman schreiben, sind wir Biographen natürlich bestrebt, unserem Publikum eine ansprechende, unterhaltsame Erzählung zu liefern. Die Alternative wäre eine Chronik, die rein aus Fakten besteht. Für ein breites Publikum ist eine solche Chronik aber nicht interessant, und daher ist sie auch kein begehrtes Verlagsobjekt.

Obwohl wir Biographen uns also um größtmögliche Objektivität bemühen und grundsätzlich dem Prinzip der Belegbarkeit und Überprüfbarkeit verpflichtet sind, bleibt uns in Fällen, wo wir es quasi mit Leerstellen eines Lebens zu tun haben, nichts anderes übrig, als plausible Vorschläge zu unterbreiten, die wir durch Einfühlung gewonnen haben. Was etwas anderes ist als freies Erfinden, von dem eine Romanbiographie gut und gerne profitiert. Die Alternative wäre, solche Leerstellen klammheimlich zu übergehen.

Was mein Spekulieren als Biograph angeht, bin ich im Laufe der Jahre immer vorsichtiger geworden. Zwischen 1993 und 2012 habe ich vier Biographien veröffentlicht, drei im Umfang von fast 700 Seiten, die vierte knapp über 600. In der Biographie über Georg Büchner aus dem Jahr 1993 wimmelt es noch von „wahrscheinlich“, „vielleicht“, „möglicherweise“ und „vermutlich“: über 400 Mal habe ich auf diese Weise spekuliert. In der Biographie über Heinrich Heine, die ich 1997 zusammen mit dem Pariser Kollegen Michael werner geschrieben habe, ist uns das nur 113 Mal passiert. In meiner Müller-Biographie von 2001 zähle ich noch 105 dieser Mutmaßungs-Adverbien.

Natürlich bleibt es problematisch, eine Lücke durch eine Vermutung oder eine noch weitergehende Spekulation zu schließen. Aber selbst für den informierten Leser ist eine Spekulation letztlich vielleicht doch nützlicher als eine weitgehende Enthaltensamkeit an jenen Punkten eines Lebens, zu denen kaum oder gar keine Quellen vorliegen. Wir Biographen sind daher stets auf der Suche nach

Plausibilität. Wir konstruieren, ganz ohne Hintergedanken. Das Wahrscheinliche ist aber nicht immer das Wahre. Und daher liegen wir manchmal einfach falsch.

Konfliktpotential bietet auch die Frage, ob wir Biographen uns einem Lager zugehörig fühlen und ob das unsere Arbeit beeinflusst. Betrachten wir uns als Anhänger oder Parteigänger des Protagonisten im weitesten Sinne, wollen wir unsere Bewunderung oder gar Verehrung zum Ausdruck bringen – oder betrachten wir uns als Gegner oder gar Ankläger, wollen wir einen Mythos zerstören, eine Legende entlarven, ein Denkmal vom Sockel stoßen?

Und falls wir diese Frage verneinen, sind wir noch längst nicht aus dem Schneider. Selbst wenn wir uns größtmöglicher Objektivität verpflichtet fühlen, stehen wir vor dem Dilemma der Gewichtung von Licht und Schatten. Stellen wir Biographen die Einzigartigkeit und Vorzüglichkeit unseres Protagonisten in den Vordergrund, kann es passieren, dass dieser kaum noch etwas von einem menschlichen Wesen an sich hat. Arbeiten wir dagegen fleißig die Schwächen heraus, die allem Menschlichen anhaften, weisen wir unserem Protagonisten gar Charakterzüge nach, die im genauen Widerspruch zu markanten Äußerungen stehen, kann sich unter Umständen ein Menschenbild ergeben, das eher einer Karikatur gleicht und beim Publikum Spott oder Verachtung hervorruft.

Ach ja, das Publikum. Für mich als Biograph ist es eine anonyme Masse geblieben – wobei Masse übertrieben ist; selbst in meinen besten Zeiten habe ich für meine Biographien nie mehr als ein paar Tausend Lesende gefunden. Bei der Müller-Biographie waren es zunächst der verlegerische Geschäftsführer und die Lektorin, die ein Urteil abgaben und die Niederschrift beeinflussten. Und als das Buch erschienen war, traten die Literaturkritiker und -kritikerinnen auf den Plan. Das sogenannte Publikum kam praktisch nie zu Wort, außer gelegentlich als Einzelstimme bei einer Lesung oder, sehr selten, in Form einer Briefzuschrift. Vielleicht wäre das heute, in Zeiten von social media, anders. Aber als meine Müller-Biographie erschien, waren Facebook & Co. noch nicht erfunden. Ich habe daher nie erfahren, ob sich mein Publikum mehr fühlbare Sympathie mit Müller gewünscht hätte oder mehr Distanz. Ob es eher eine griffige Deutung bevorzugt hätte oder eine Reihe komplizierter Ausfaltungen. Ob ein rundes, schlüssiges Bild von Müller, quasi *Müller, auf einen einfachen Nenner gebracht*, auf größere Zustimmung gestoßen wäre oder ob es so, wie es ist, für gut empfunden wird.

Literaturkritiker und -kritikerinnen waren es in meinem Fall, die mir die Leviten lasen. Jens Bisky in der „Berliner Zeitung“ meinte, ich hätte den Leser (und das kann ja nur heißen: ihn) „um Entscheidendes betrogen“. Statt selbst zu deuten, würde ich mich hinter Müllerzitate und Fremdzitate verstecken, würde Müller nicht „packen“, sondern sein Leben „unterm Schutt von Fakten und Gerede [entsorgen]“. Zum Beispiel hätte ich, so Bisky, nicht begriffen, dass Müller „der einzige [deutsche] bolschewistische Dichter von Rang“ und gleichzeitig „der schärfste Kritiker des Bolschewismus in der deutschen Literatur“ gewesen sei. Gern würde ich Jens Bisky entgegenen, wie sehr es mich überrascht, dass er von solchen Merksätzen nicht bloß träumt, sondern sie sogar formulieren und drucken lassen kann, ohne rot zu werden. Solche Merksätze, würde ich ihm entgegen, sofern er mich überhaupt zu Wort kommen ließe, gehörten meines Erachtens in ein Lexikon, in diesem Fall in ein Lexikon deutschsprachiger bolschewistischer Schriftsteller, herausgegeben von keinem anderen als Jens Bisky. Merksätze wie „Heiner Müller war der einzige deutsche bolschewistische Dichter von Rang und gleichzeitig der schärfste Kritiker des Bolschewismus in der deutschen Literatur“ bieten keinerlei Erkenntnisgewinn, sondern sind ein abschreckendes Beispiel für gleichsam erkenntnisdienliche Behandlung von Literatur. Derlei atemberaubende Etiketten mögen Bewegung ins Feuilleton bringen; das Verständnis für seine Werke können sie nicht befördern.

In Rezensionen werden Biographien oft mit den Worten gelobt, sie zeichneten ein faszinierendes Porträt. So heißt es etwa: „Ein faszinierendes Porträt der drei Schwestern Brontë“, „ein faszinierendes Porträt von Königin Luise“, „ein elegantes, faszinierendes Porträt Ludwigs XV. als Mensch“, oder „ein faszinierendes Porträt des bekanntesten Hitler-Attentäters“. Auch mein eigener Verlag, der Berliner Aufbau-Verlag, wollte da nicht zurückstehen und bewarb meine Biographie mit dem Klappentext: „Hauschild hat in seiner Biographie das faszinierende Porträt eines Grenzgängers deutscher Kultur entworfen, der das Scheitern einer Utopie beschrieb und gleichzeitig die Erinnerung an sie bewahrte.“

Einige Medienmenschen, meistens von Funk oder Fernsehen, haben daraus geschlossen, auch ich als Biograph müsse fasziniert von dieser Persönlichkeit gewesen sein und haben mir das eine oder andere Mal die Frage „Was fasziniert Sie so an Heiner Müller“ gestellt. Umständehalber habe ich sie brav im

erwünschten Sinne beantwortet. Gegen mein Gewissen als Biograph. Denn da ich mich, wie Sie nun wissen, als Dienstleister verstehe, können Sie nachvollziehen, dass eine solche Dienstleistung mit Faszination relativ wenig zu tun hat. Sie verbietet sich sogar, um es genau zu nehmen. Als Biograph bin ich nicht fasziniert. Faszinieren kann mich eine künstlerische Leistung. Wenn ich ein Leben nacherzähle, nehme ich bewusst eine skeptische, zweifelnde, distanzierte Haltung zu meinem Objekt ein. Faszination heißt ja soviel wie Verzauberung, Verblendung. Als Biograph will ich eine Art Medium sein, ein Vermittler, ein Katalysator, jemand, der die Faszination der künstlerischen Leistung Heiner Müllers gewissermaßen an das Publikum durchreicht. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Es war vorauszusehen, dass mancher Leser und manche Leserin das Buch enttäuscht beiseitelegen würde, weil ich das Fazit, wer und wie Müller war, formuliert in einem griffigen Satz, verweigere. Konrad Franke hat sich im Berliner „Tagesspiegel“ zum Sprecher dieser Enttäuschten gemacht. Zitat: „Das ‚Innerste‘, der zentrale Gedanke, fehlt am Ende, das Gesamtbild dieses Dichters will sich nicht fügen. [...] Die Frage, wie groß war Heiner Müller, was machte ihn groß und was wird von ihm bleiben, diese Frage diskutiert Hauschild, aber er beantwortet sie nicht in seiner Müller-Bibel für Liebhaber. [...] Hauschild zwingt den Lesenden, sich weithin selbst sein Müller-Bild aus dem zu reichlich Angebotenen zusammenzusetzen.“

Wüsste ich nicht, dass Franke dies als Vorwurf meint, ich könnte mich freuen. So bündig ist mir selten die Erfüllung eines Konzepts bescheinigt worden. Denn in der Tat ist es nicht mein Anliegen, Leserinnen und Leser zu überreden, sie auf eine These einzuschwören, sondern Material bereitzustellen, um einer emanzipierten Leserschaft zu ermöglichen, eigene Schlüsse zu ziehen. Das Publikum soll sich gefälligst ein eigenes Bild von Müller machen. Das unter Umständen von dem meinen erheblich abweichen kann. Franke scheint nicht auf emanzipierte Leserschaft aus zu sein, sondern auf Anhängerschaft. Anhängerschaft aber nicht von Müller, sondern von mir und meinen Thesen. Da muss ich passen. Ich bin kein Thesen-Biograph, der eine zündende Idee hat und diese Idee auf 600 Seiten plattwalzt, denn das würde bedeuten, dieses komplexe Lebenswerk, das freilich von Widersprüchen und Fragwürdigkeiten nicht frei ist, auf eine einzige schmale Perspektive zu reduzieren. Verkürzungen aber sind im Falle Müllers nicht angezeigt, sind dem Gegenstand unangemessen, weil sie nicht das ganze

Spektrum, die ganze Variationsbreite dieses Autors erfassen. Außerdem provozieren dezidierte Thesen in der Regel noch dezidiertere Antithesen, mit der Folge, dass die Hauptsache, das Werk, von mehr oder weniger geistreichen Universalerklärungen überwuchert wird.

Um sagen zu können, wer jemand wirklich war, um also vorzudringen ins Innerste eines Menschen, dazu bedarf es ganz anderen Handwerkszeugs als Literaturwissenschaftler es zur Verfügung haben. Dann steht am Ende aber auch keine Schriftstellerbiographie, sondern eine tiefenpsychologische Studie. Das Feuilleton darf mit seinen Antworten, wer Heiner Müller war, leichtfertiger sein. Und mit vier entsprechenden Schlagzeilen aus der „taz“, der „Berliner Zeitung“, dem „Berliner Kurier“ und der „Berliner Morgenpost“ möchte ich schließen:

„Ein Mann für gewisse Stunden.“

„Der größte Autor nach Brecht“.

„Wanderer zwischen Ost und West.“

„Ein ganz einfacher und ungeheuer komplizierter Mensch“.